

Theodora fragt mich nicht einmal, ob es mich stört, dass sie weitermacht, obwohl ich da bin. Sie muss später noch zur Post, und ich muss Verständnis für ihre Eile haben und dabei zusehen, wie sie eine Unterhose nach der anderen in das Vakuumiergerät schiebt, während sie mir vom neuen Schuldenstand erzählt und von ihrer Waschmaschine, die wieder kaputt ist. Wenn mir das passiert, muss ich eine Weile mit der Hand waschen, denke ich, oder in den Waschsalon gehen. Sie nimmt die Unterhosen aus den mit Klammern verschlossenen Tiefkühlsäckchen, denen kleine Zettelchen beigelegt sind, damit sie sie nicht durcheinanderbringt, weil, wenn sie einmal vakuumiert sind, sagt sie, kann sie sie nicht mehr auseinanderhalten. Es ist wichtig, dass sie keine schlechten Bewertungen bekommt, weil sie einen Tanga mit dem Stringtanga verwechselt. Die Kunden, sagt sie, sind heikel. Ein bisschen fürchte sie sich vor diesen Menschen, aber Weihnachten kommt schneller als man denkt.

Theodora alias *moschusmuschi* verkauft ihre gebrauchten Unterhosen auf einer eigenen Plattform, die *Funkyslip* heißt. Damit finanziere sie die Weihnachtsgeschenke, sagt sie, und: Diese Perverslinge werden immer mehr. Sie hat sich ausgerechnet, dass sie, wenn sie sorgsam mit ihren Sekreten haushält, bis zu 600 Euro bis Mitte Dezember dazu verdienen kann – schwarz, versteht sich.

Jürgen weiß davon nichts, und sie belügt ihn nicht gerne. Aber Wiens Arbeitsmarkt hat wenig Verwendung für Theodora, die als Glas- und Keramikmalerin ausgebildet wurde und besser in Gmunden aufgehoben wäre, hätte Jürgen sie nicht aus der Vöcklabrucker Provinz errettet. Gemeinsam und mit zwei Mindestlöhnen haben sie sich in Wien eine Genossenschaftswoh-

nung, eine Tochter und einen unüberschaubaren Schuldenberg erarbeitet, der mit seinen Aufgaben mehr wächst als schrumpft. Zahnarztbesuche, Haushaltsgeräte, Urlaube, das sind die Herausforderungen in Theodoras Leben. Jürgen und sie haben beide katastrophales Zahnmaterial und bei Leonie hoffen sie auf großmütterliche Gene, zumindest bei den zweiten Zähnen. Ob ich zu schätzen wisse, wie viel Geld ich mir mit meinen guten Zähnen erspare? Ja. Ich weiß auch die uralte Waschmaschine meiner Vormieterin zu schätzen, die nie kaputt geht, und die Tatsache, dass ich Urlaube nicht brauche und niemandem *die Welt zu zeigen* schuldig bin. Beides, Urlaube und Jürgens Zahnarztbesuche, ist nicht leistbar, seufzt Theodora, und: In Jürgens Mund hätte eine ganze Weltreise für uns drei Platz. Ausgerechnet seine Schneidezähne sind desolat und kariös, und sie wurden lieblos mit Kunststoff plombiert, es sieht aus wie verspachtelt und noch nicht übermalt.

Ob Leonie das Opfer ihrer Eltern zu schätzen weiß? Seit die Kleine in der Schule ist, hat sich das Wohnzimmer wieder erholt. Zwar pflastern unterdurchschnittlich aussehende Kinderzeichnungen die Wände, aber das meiste Plastikspielzeug in Rosa ist verschwunden. Theodoras Wohnung ist dennoch nicht mehr zu retten. Das liegt nicht an Theodora oder an der lieblosen Architektur des Wohnblocks, sondern an Jürgen, der so gar keine Ansprüche an Ästhetik hat, und an dem Kind, dem Spielen in seinem eigenen Zimmer noch immer nicht zumutbar ist. Wenigstens die omnipräsenten Eckenschutz-Dinger sind endlich entfernt worden. Theodoras wackelige altdeutsche Kommode musste einem stabilen dreistöckigen Puppenbau weichen, statt der ehrwürdigen Thonets stehen Tripp Trapp, Ingolf und Tobias folgsam bei Tisch. Theodoras Gabe, Möbel und Geschirr auf Flohmärkten zu erstehen und aus altem Kram Wohlfühlinterieur zu zaubern, ist im Alltag aus Geldsorgen, Windpocken und Kindergartenjahren verkümmert. Alles muss praktisch und stapelbar und von Ikea sein, findet Jürgen, und er hat ja auch nicht Un-

recht. Seine Bassgitarre steht auf einem eigenen Ständer im Eck, massiv und schwarz glänzend wie ein Grabstein.

Im Obergeschoß des Puppenhauses ist eine Bombe eingeschlagen, die Familie liegt tot auf dem Boden, Sessel und Tisch, Tassen, Teller versprengt im Raum, ein Brachiosaurus steht verloren am Fenster. Jürgen ist zweifellos ein liebevoller Vater, aber wenn er ein besserer Ernährer wäre, würde es nicht schaden, sagt Theodora und vakuumiert das nächste Höschen. Dann schlägt sie sich auf die Stirn, schneidet die letzte Packung wieder auf, reißt sich ein paar Haare aus, schlägt sie in die Unterhose ein und legt sie in die neue Tasche. Ja, ein paar Haare, das war ausgemacht, sagt sie mehr zu sich als zu mir. Das ist das Goodie für den Stammkunden in spe.

Obwohl sie lieber nackt schläft, »arbeitet« sie momentan auch nachts. Sie erzählt, wie akribisch definiert die Kunden ihre Unterhosen, Sportsocken und Strümpfe bestellen. Das Geheimnis, erklärt sie, ist, geile Unterwäsche möglichst billig zu kaufen, so maximiert man den Gewinn. Die meisten wollen eine beim Sport durchgeschwitzte Unterhose, die natürlich ein String sein soll, möglichst schwarz. So weit kommt es noch, dass ich mit dem Laufen beginne, im Stringtanga, empört sie sich, und: Wenn es mit dem zwischenmenschlichen Exodus so weitergeht, werden die Frauen bald ihr Geld mit dem Besudeln von Textilien aller Art verdienen können, und wer weiß, sagt sie, vielleicht wird sich auch einmal Geschirr mit Essensresten verkaufen. Sie bläst sich fröhlich eine Locke aus der Stirn. Das können sich die vereinsamten Männer und Frauen dann in die Abwasch stellen, um die Illusion aufrechtzuerhalten, dass noch gekocht, gegessen und geliebt wird in ihren vier Wänden.

Hinter ihr auf der Ikea-Kommode steht eine kleine Ansammlung von lila Schokoladeosterhasen wie eine adrette Wirtschaftsdelegation. Was stimmt nicht mit Leonie, warum isst sie ihre Hasen nicht? Dabei steht die nächste Schokoladenlawine schon vor der Tür. Eine absurdes Bild in meinem Kopf: Leonie, der

bei Schokolade das Kotzen kommt, Theodora, die besorgt, aber dem Konsum gehorsam, unbeirrt die Schokonikolos in Stellung bringt.

Die Vorstellung eines Mannes, der im Bett liegt und sein Gesicht in Theodoras angesudelte Unterhose vergräbt, während er onaniert, befremdet mich, schlimmer noch: Es macht mich traurig. Vielleicht sollte es das nicht. Vielleicht sollte es mich glücklich machen, dass diese rasierte, gebleichte, operativ geschönte Muschiwelt aus der Pornoindustrie eben auf Dauer doch nicht funktioniert. Dass es ein paar Moleküle Sekret und vaginale Gebrauchsspuren braucht, um Geborgenheit oder Nähe zu suggerieren. Dass das digitale Sexualzeitalter vielleicht eine Einbahnstraße ist und die Leute wieder umkehren und zurückkommen zum guten, alten zwischenmenschlichen Kuschelsex. Das beruhigt mich, während mich gleichzeitig diese Vermarktung von menschlichen Ausscheidungen gruselt.

Ich habe Lust auf Schokolade, auf das Gefühl, einem Hasen zuerst die Ohren und dann den Kopf abzubeißen. Ob mir Theodora einen gibt, wenn ich sie frage? Ob sie mir sagen wird, ich soll Leonie fragen? Wann ist Theodora so eine affige Mutti geworden, die ihre Tochter wie eine kleine Erwachsene behandelt? Kann man heute sein Kind noch als Kind erziehen, so richtig schön hierarchisch wie früher, von oben nach unten, vom Befehlsausteiler zum Befehlsempfänger, oder zumindest auf Augenhöhe? Oder muss man sich tatsächlich ständig erniedrigen, um die kleine Psyche nicht kaputt zu machen?

Theodora ist fertig mit dem Verpacken, sie wirft die Kuverts in eine Stofftasche und hängt die Tasche über die Stuhllehne. Jetzt habe ich ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit.

Ich glaube, Alfred will mir ein Kind machen, lüge ich in die Pause hinein, bevor sie mir ihr karges Menü an Alltagsunzulänglichkeiten unterbreiten kann. Ich will nicht schon wieder hören, dass sie heiraten will und Jürgen nicht. Dass die Eltern von Leonies Freundinnen nicht mit dem dicken Jürgen in seiner schwar-

zen Totenkopfjacke zurecht kommen. Dass sie gerne ein zweites Kind hätten ..., aber nur wenn Jürgen beruflich ..., und dass sie gerne hätte, dass Jürgen ein bisschen Sport ..., und so weiter. Seit Jahren drehen sich die Themen in Theodoras Welt im Kreis. Ich will etwas Neues hören, das rechtfertigt mein Schwindeln.

Sie wirkt vorsichtig erfreut. Bestimmt denkt sie sich, dass es an der Zeit sei, Kinder zu bekommen, aber keine gute Idee mit so jemandem wie Alfred, und dass ich ein wenig kopfrechnen solle, wie alt der Vater wäre, wenn das Kind in der Pubertät ist. Die alte biografische Mathematik. Ich würde entgegenn, wie praktisch es wäre, wenn der pensionierte Intellektuelle, der im Gegensatz zu Theodora, Jürgen oder mir, immerhin noch eine ordentliche Pension bekommen wird, dem Kind bei den Hausaufgaben helfen könnte, während ich arbeite. Aber stattdessen denkt sie ihre Einwände nur und sagt nach einer Weile: Das ist doch schön. Und fragt: Woran merkst du das? Ich zucke die Achseln.

Kluge Theodora. Sie fragt nicht: Hat er das wirklich gesagt? Alfred würde es nie sagen, weil er alles will, nur kein Kind. So viel müsste sie erraten können. Dass sie meiner Lüge aufsitzt, ist umso rührender. Ich will mir selbst dabei zuhören, wie ich mich davon überzeuge, dass es richtig ist, kein Kind mit Alfred zu wollen. Und ihr will ich dabei zuhören, wie sie das Kinderkriegen plötzlich eilig herausputzt, um ihren Lebensweg vor sich selbst zu rechtfertigen. Sie soll sich ruhig ein bisschen anstrengen. Brav reckt sie das Kinn und ermutigt mich prinzipiell, wie sie einschränkt, zum Kinderkriegen: ablaufende Eizellenreserven, Liebesqualitäten, von denen ich noch nichts ahnen könne – sie zählt denselben Käse auf wie Mutter und alle anderen. Es ist nichts Neues dabei, aber ich nehme ihr das nicht übel.

Vielleicht habe ich das mit dem Kind nur gesagt, um ihre Fürsorglichkeit zu provozieren, von der ich viel zu wenig bekomme, weil ich mich dem klassischen Werdegang einer Frau verweigere. Hätte ich einen jungen Mann und kleine Kinder, wäre ich verletzlicher und könnte unbegrenzt Fürsorglichkeit für meine

kleine Familie ernten, auch von Mutter. Eine Frau, die alleine bleibt oder sich einen alten Mann zulegt, ist selbst schuld und soll gefälligst zusehen, wo sie bleibt. Die wollte es doch nicht anders. Das Erdgeschoß des Puppenhauses steht leer, nur ein kleiner Schäferhund aus Plastik liegt vergessen in dem Raum, der wohl die Küche sein soll.

Die Liebe zu einem älteren Mann hat mich verändert. Wo früher ein Lebensweg mit Stationen eingeplant war, ist jetzt ein kürziger Pfad. Mit einem älteren Mann zusammenzusein ist wie eine Impfung gegen konventionelle Lebenspläne. Theodoras Kind ist auf der Welt, geht in die Schule, wird pubertieren, eine Ausbildung machen, arbeiten gehen, einen Mann finden, Enkelkinder produzieren. Ein zweites Kind muss nicht unbedingt sein, aber wenn das konventionelle Leben schon mal Fahrt aufgenommen hat, ist es einfach nicht mehr zu stoppen. Warum also nicht einfach mit Freude weiterfahren?

Ich kann noch alles anders machen. In ein paar Jahrzehnten werden wir ohnehin alle sterben, Theodora, würde ich gern sagen, ich, Jürgen und Alfred vielleicht ein bisschen früher. Vielleicht explodiert ein tschechisches Atomkraftwerk und reißt uns alle in den siechenden Strahlentod. Vielleicht stirbt dein Kind vor dir, an irgendeinem fiesen Kinderkrebs. Vielleicht kommt dir dieser so verbunden geglaubte Jürgen abhanden, weil er sich zu Tode frisst oder einfach auf eine andere geil ist. So etwas passiert auch, egal, wie sehr du dir wünschst, dass es dir erspart bleibt. Die biografischen Zeitfenster sind nicht gleichmäßig angeordnet, das Leben ist kein fantasieloser Plattenbau, in dem man Jahr für Jahr einen Stock weiter nach oben zieht. Es ist ein verwinkelter und lebendiger Ameisenhaufen und hält sich nicht an deine Pläne. Ich sehe mein Leben mit Weichzeichner. Alfred kam genau richtig, um mich aus einer Art Ringkampf, in dem ich mich mit Felix befand, zu lösen. Felix, der fesche Geografie- und Spanischlehrer, war eine dermaßen gute Partie, dass ich mir dachte, die Liebe kommt schon noch. Er zerrte mich in die Oper, durch das

Gesäuse und in schlechte spanische Restaurants, in denen er in seinem oberlehrerhaften Spanisch ölige Tapas bestellte und nicht mitkriegte, wie die Kellnerin, eine Slowakin, die Augen verdrehte. Streiten war ziemlich bald unsere Königsdisziplin. Wir stritten in der Früh, nach der Arbeit, am Wochenende und im Urlaub. Wir debattierten in der Badewanne, vor und nach dem Sex, sogar auf unseren gemieteten Fahrrädern, von Passau bis Linz, darüber, wie man den Salat abmacht, ob man sich gegen Grippe impfen sollte, ob heiraten zeitgemäß ist, ob Kinder dem Planeten zumutbar wären, ob und wenn, wie autoritär man diese erziehen dürfte. In einer idyllischen Pension in Linz geriet ein Streit aus dem Ruder, und ich war so wütend, dass ich ihm mit der flachen Hand auf den Brustkorb stieß, sodass er zurücktaumelte und fast stürzte, worauf er mich an den Haaren riss und ich ihn wiederum in den Arm biss. Die monatelang aufgestaute Aggression entlud sich spontan in einer geschlechtlichen, schnaufenden Umklammerung, die zwar von beiden Seiten nicht eindeutig einvernehmlich war, aber, zugegeben, überraschend reizvoll, wenn auch nicht mehr reproduzierbar war.

Das Schöne ist, dass ich Theodora gar nicht aktiv zuhören muss, es reicht ein Blick in ihr breites, liebevolles Stirnfransengesicht, und dazwischen zoomte ich auf die Kinderzeichnungen und das Puppenhaus, und ich fühle mich bestätigt und behütet gleichzeitig.

Eine Jazzmatinee, zu der ich von einer ehemaligen Kollegin eingeladen worden war, bescherte mir Alfred, der von meinen tränennassen Augen begeistert war, die er einem traurigen Trompetensolo der Jazzlegende auf der Bühne zuschrieb, die aber das Ergebnis einer üblen Kombination aus mittäglichem Alkohol und Sonntagsschwermut waren. Außerdem rührte mich der Anblick des verhutzelten, weißhaarigen Schwarzen, dessen Auftritt so unfreiwillig aussah. Was für ein Glück. Wenn ich nicht geweint hätte, wäre in Alfred nicht dieses Türchen aufgesprungen, das so schlecht schließt: seine Faszination für die Berührbarkeit durch

Musik. Er wäre wahrscheinlich mit seinem Bier zurück zum Tisch gegangen und hätte dort das Konzert zu Ende gehört, und eine andere Frau wäre in sein Leben getreten, eine, die bei jedem dieser Konzerte pflichtgetreu in Tränen ausbricht.

Alfred, der mich nur ansehen wollte, obwohl er kein richtiger Frauen-Anschauer ist, der mich nur trösten wollte, obwohl er kein Tröster ist, der nur auf einen Kaffee nach dem Konzert wollte, obwohl er Kaffeehäuser als Rechtfertigungsfabriken für Zeitverschwender bezeichnet. Als er den Mund aufmachte und fragte, ob alles in Ordnung sei, hörte ich die Stimme, die mir so vertraut war, vom Radio, von den Universum-Dokumentationen, von den Werbespots.

Ich war nicht verliebt in Alfred. Ich liebte ihn gleich, nachdem er im Kaffeehaus mit seinem Zeigefinger ganz langsam meine Nase hinabgestrichen war und mich danach anlächelte, weil er von sich selbst überrascht war. Ich ging verstört nach Hause und beichtete Felix, dass ich mich vielleicht verliebt hatte. Felix nickte, umarmte mich, hörte sich an, was ich zu berichten hatte und fand alles an Alfred lächerlich. Alfreds Jazztrio namens Katzenmusik – Saxofon, Kontrabass, Klarinette –, von dem er erzählte. Alfreds Alter. Alfreds, wie er es nannte, gescheiterte Vaterschaft. Die Rolle, die er Alfred ohne langes Nachdenken zuschrieb, war Vaterersatz, bestenfalls. Felix war viel zu selbstverliebt, um zu reflektieren, dass ich keinen Vaterersatz notwendig habe. Jemanden, schon gar nicht einen untrainierten Intellektuellen in seinen späten Fünfzigern, als Konkurrenz in Betracht zu ziehen, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Wobei ich Alfred als Partner auch erst ab dem Moment für möglich hielt, als er und ich im Hotel Ibis etwas ratlos einander gegenüberstanden und er mit verschämtem, schiefem Lächeln sein Hemd aufknöpfte. Das war das Geheimnis: keine Erwartungen, keine Enttäuschungen, stattdessen Überraschungen in drei ungeahnten Positionen. Er wollte danach Sekt bestellen, über den Zimmerservice, aber ich sagte, Mineralwasser ist genug.

Du bist so bescheiden, sagte Alfred, und ich mag das.

Du bist so *old school*, und ich weiß nicht, ob ich das mag, sagte ich nicht.

Immerhin hat Alfred Geld, sagt Theodora trocken.

Alfred kommt aus einer Zeit, in der gute Bildung und harte Arbeit etwas gebracht haben, sage ich, aus der vor-neoliberalen Zeit, aus dem sozialistischen Ursumpf, den man, wie ich in einer Sendung mit ihm gehört habe, quasi als archoliberal bezeichnen könnte?

Sein hüstelndes Gelehrtenlachen in den Radiosendungen. Alfred kann zwar wie ein junger Mann lieben, aber in ihm wohnt ein Saurier.

Jetzt taucht Elias in meinen Gedanken auf, mit seinen halblangen Haaren, seinen von Valerie geerbten feingeschnittenen Pinselstrichlippen, deren Winkel so oft nach unten ziehen.

Wir haben ja ein Kind in unserem Leben, sage ich. Es klingt nicht überzeugend.

Wie läuft es mit dem, fragt Theodora.

Es wäre leichter, wenn er jünger wäre, lüge ich.

Sie nickt, die Lippen mitfühlend aufeinanderpressend. Aber Theodora kann sich das nicht vorstellen, wie das ist, wenn man jemanden lieben soll, es aber nicht tut und deswegen vortäuscht. Sie kann sich nicht vorstellen, wie man sich zu einem Jugendlichen hinabbeugen muss, immer darauf bedacht, das Kind, das gar kein Kind mehr sein will, mit dem Angebot vorausseilender Liebe zu überschütten und gleichzeitig Maß zu halten und nicht aufdringlich zu sein. Weil man als Erwachsene in der Pflicht ist, diese Liebe zuerst abzusondern und dann auf Erwidern zu hoffen. Theodora hat es da leichter. Sie liebte ihre Tochter schon pränatal, und diese Liebe wuchs, uferte aus, überflutete alles. Theodora und ihre Familie schaukeln auf dieser Liebe durch das Leben, und die Patchworkfamilien müssen sie mühevoll aus sich herausmelken.

Es wäre nicht leichter, wenn Elias später geboren wäre. Was es

wirklich leichter machen würde, wäre, wenn er um die 1990er geboren worden wäre. Erstens wäre er in meinem Alter, und einen Menschen meines Alters müsste ich nicht lieben, sondern nur respektieren. Zweitens sind mir Kinder, die seit den Nullerjahren auf die Welt gekommen sind, unsympathisch. Sie sind undankbar, unhöflich und haben spätestens im Volksschulalter Erwachsenengesichter und Erwachsenenbefindlichkeiten: Freizeitstress, Leistungsdruck, Nahrungsmittelunverträglichkeiten, Markenhörigkeit. Es ist mir unbegreiflich, dass jemand wie Alfred und Valerie, die ja um die 1960er geboren worden sind, nicht verhindern konnten, dass aus Elias so ein Nullerjahrekind geworden ist: genauso elektroniksüchtig, konsumgeil, eitel und kapriziös wie die ganze verlorene Generation Z, die den Demografen so große Sorgen machen, wenn sie in den Feuilletons ihre düsteren Zukunftsprognosen ausbreiten. Sie und die Generation danach werden uns so lange in unseren angeschissenen Windeln liegen lassen, bis sie mit ihrer rohvegane Yogameditation fertig sind – und das kann ein bisschen dauern. Ein Sozialromantiker wie Alfred müsste von so einem Konsumtrottel wie Elias enttäuscht sein. Elias hat noch nie sein Zimmer geputzt, seine Sporttasche ausgeräumt oder einen kritischen Gedanken geäußert, den er nicht seinen bourgeoisen Freunden nachgeplappert hat. Alfred ist sein Chauffeur und Valerie seine Putzfrau und Köchin, aber er behandelt uns alle wie Bedienstete: Kann ich einen Schinken-Käse-Toast? Wer fährt mich denn zum Training? Ich brauch einen neuen Laptop.

Aber vielleicht erwarte ich zu viel. Wie war ich mit dreizehn? Ich war zumindest still.

Jürgen hat Bluthochdruck, höre ich. Mit dreiunddreißig? Tatsächlich? Schon? Muss das denn sein?

Jürgen mit dem Walrossbart und dem mächtigen Bauch. Neben dem Mikrowellenherd ein anschaulicher Stapel von Medikamentenschachteln: Bluthochdrucksenker, Lipidsenker, Kräuterschnickschnack für die Leber, ein Eisenpräparat. Wenn es we-

nigstens ein harter Blähbauch wäre, aber Jürgen neigt eher zu Hüftspeck und zu weichen, über den Gürtelsaum fließenden Schwarten mit Bindegewebsrissen. Seine männlichen Dimensionen sind unter den Fettmassen verschwunden, und seine Versuche, sich mit Bartwuchs, schwarzer Kleidung, Leder und Tattoos über seine feminine Teigigkeit hinwegzuschummeln, sind mitleiderregend. Fehlt nur noch die Glatze, die in einer Nackenspeckrolle mündet. Aber noch trägt er das Haar lang und in einen mageren Zopf auslaufend. Theodora tut mir ein bisschen leid, andererseits beneide ich sie um ihre Kunstfertigkeit, die Realität auszublenden. Ich stelle mir Theodora und Jürgen vor, bevor der Alltag seine Speckigkeit auf ihnen abgelagert hat. Was haben sie einander versprochen? Miteinander alt zu werden? Gute Eltern abzugeben? Im Gespräch zu bleiben? Gab es überhaupt Versprechen, oder war da nur Vertrauen?

Theodora wirkt so gar nicht verdrossen. Das Familienleben hat sie sauber abgekapselt von ihren Ansprüchen, und die Vergangenheit trägt sie noch in einer Zyste mit sich spazieren, die man ohne großen Trennungsschmerz entfernen könnte. Ihre Träume aus der Schulzeit in Vöcklabruck, die schönen Zeichnungen, die sie während der langweiligen Schulstunden gemacht hat, Porträts von mir und anderen Mitschülern, seitenweise Muster, aus der Vorstellungskraft hervorgebrachte Akte, Karikaturen von den Lehrern, sechs-, acht-, zehnbeinige Pferde, alles ausgelagert und stillgelegt. Wo ist unsere gemeinsame Vergangenheit aufbewahrt, die Sommerlager am Almsee, das Flüstern im Zelt, unser heimliches Versteck im verfallenen Hof? An welchem Ort in Theodora habe ich noch Platz oder bin auch ich in die Zyste ausgelagert? Die vielen Gemeinsamkeiten, die wir nun nicht mehr teilen können, weil ich nicht ins Mutter-Vater-Kind-Land mit wollte. In dem ich sicher gelandet wäre, wenn ich bei Felix geblieben wäre oder mir jemanden aus dem Felix-Volk zum Mann genommen hätte. Bestimmt hat Felix da weitergemacht, wo es mit meiner Kooperation zu Ende gegangen ist: in der Verbindlichkeitszone.

Würde ich ihn noch treffen, bekäme ich bestimmt Babyfotos vor den Kopf geknallt. Theodora fand Felix attraktiv, das war nicht zu übersehen. Ich hätte ihn direkt an sie weiterreichen sollen. Felix war nicht wählerisch und zudem verzweifelt. Es wäre einfach gewesen, und Felix ist wahrscheinlich ein nicht viel schlechterer Vater als Jürgen, wahrscheinlich auch kein schlechterer Liebhaber, aber gewiss ist er ein besserer Ernährer und länger attraktiv als Jürgen.

Darf man so denken? Natürlich nicht. Gerade ich darf das nicht. Wer bin ich, dass ich mir anmaße, Herzinfarktrisiko, Fettleibigkeit und Monatsgehälter als Unglücksparameter für Theodora aufzustellen?

Was ist mit dir? Du hast einen Mann, der vor dir sterben wird, den du vielleicht pflegen musst, wenn du Ende vierzig bist, hat Mutter zu Ostern gesagt, als sie jenes halbe Glas zu viel hatte. Andere beginnen in deinem Alter erwachsen zu werden, die wechseln ihren spät geborenen Babys oder ihren dementen Eltern die Windeln – und nicht ihren Lebenspartnern. Es gibt Millionen Gleichaltrige, warum machst du es dir so schwer? Warum machst du es uns so schwer?

Ich hätte Alfred weiter verschweigen sollen. Mutter tut immer unparteiisch, aber in ihr schlummert eine grausame Rechnerin, eine herzlose Erbsenzählerin, die es nie über die Mengenlehre der Erbsen hinausgeschafft hat. Mutter war Volksschullehrerin und sie ist eine richtige Expertin für unoriginelle Lebensentwürfe. Sie hat in ihrem eigenen Leben immer nur dieselben, verschrumpelten Erbsen von der Soll- auf die Haben-Seite geschoben und dabei nie über den Rand ihres Rechenschiebers hinausgesehen, und wenn, dann mit Furcht oder Abscheu. Mutter wollte immer nur ernten, was die anderen ernten. Der ganze schöne Garten des Lebens und die Liebe mit all ihrer Vielfalt bedeuten für Mutter ungezähmte Wildnis, Unkraut, ein einziges großes Risiko, der Norm zu entrinnen.

Eine Übelkeit überfällt mich, die aus dem Mitleid mit Mut-

ter entspringt, oder der Wut auf Mutter, und weit und breit kein Wutkübel in Theodoras Wohnung. Eine Wut, weil ich um brauchbare Vorbilder betrogen worden bin, in der ganzen großen Familie nichts als Zinnsoldaten. Zinnsoldaten auf Bauernhöfen, in Klassenzimmern und Konzertsälen. Erst in Wien habe ich gesehen, was das Leben tatsächlich hergibt. Wie Mutter nur glauben kann, mit ihrem Leben glücklich zu sein. Nächste Woche wird sie fünfundsechzig und Vater wird sie an dasselbe öde Schweinestelzenfließband in Linz ausführen wie die letzten zwanzig Jahre und diese ranzig gewordene Feierlichkeit verströmen. Wahrscheinlich ziehen sie Bilanz über das Erreichte, der erfolgreiche Sohn, die eineinhalb Enkelkinder, das endlich in einer Bildungseinrichtung sicher verwahrte Nesthäkchen, die schöne Pension, die letzte, spontane Kreuzfahrt, die um vierzig Prozent ermäßigt war, wegen der Norovirus-Epidemie auf der Schifffahrtslinie ein paar Wochen zuvor. Jedes Jahr aufs Neue die kleine Ausbeute von Erbsen aufsummieren, was alles geglückt ist im Team. Nur über die mittlere Tochter werden sie seufzen, die mittlere Tochter verweigert die biografischen Sollbruchstellen, die berufliche Klimax, sie will partout nicht zusammengefaltet werden zu einer handlichen Biederkeit. Aus der lassen sich keine zählbaren Erbsen rauspressen, egal, wie fest man sie aus der Schote zu quetschen versucht. Das wird ihr leidtun, wenn es zu spät für Kinder ist! Das wird sie teuer bezahlen, wenn sie im Alter alleine ist! Und ihre Pension! Ich sehe Mutter den Kopf schütteln und ihre Landesbeamtinnenweisheiten vor sich hinseufzen, und Vater sehe ich halbherzig ihre Hand tätscheln und brummen. Es soll liebevolle Sorge um mich sein, aber es ist doch nur Besserwisseri in einer fettigen Panade aus Fantasielosigkeit. Mutters philosophische Essenzen, seit Jahrzehnten unwidersprochen verabreicht, und Vater nickt dazu, ohne richtig hinzuhören. Soll sie sich doch an der knusprigsten Schwarte der Stadt verschlucken.

Mutter wird fünfundsechzig, sage ich. Lass sie schön grüßen, antwortet Theodora großherzig.